

Evelyn Hayn, Gülay Caglar¹

Tagung „Impuls – Innovation – Intervention. Gender Studies im Visier“.

Ein vielstimmiger Bericht

10 Jahre Gender Studies an der Humboldt-Universität zu Berlin. Diese 10 Jahre, in denen von den Gender Studies Impulse, Innovationen und Interventionen ausgegangen sind, galt es am 25. und 26. Oktober 2007 zu feiern. Christine Bauhardt, Sprecherin des ZtG, eröffnete die Tagung feierlich und begrüßte die anwesenden Gäste und Tagungsteilnehmer_innen mit einem Überblick über die Erfolgsgeschichte, das Profil des Studiengangs und die Forschungsansätze der Gender Studies an der Humboldt-Universität. Der feierliche Anlass wurde jedoch getrübt durch die Absage des Präsidiums der Humboldt-Universität, die Tagung zu eröffnen. Die Programmlücke zeigte gleich zu Beginn der Tagung: Gender Studies sind nicht unumstritten und auch nicht Bestandteil des klassischen Kanons an der Humboldt-Universität.

Im Anschluss an die Eröffnung überbrachten die Studierenden der Gender Studies einen Geburtstagsgruß besonderer Art: Sie präsentierten ihren selbstgedrehten Film „Forever und immer wieder neu: 10 Jahre Gender Studies an der Humboldt-Universität“. In dem Film interviewen zwei Schülerinnen unterhaltsam und kritisch Studierende und Lehrende zur Frage, welche Bedeutung Gender Studies für sie in ihrem beruflichen, privaten und politischen Leben habe. Es wurde deutlich, wie Studierende und Lehrende ihre universitäre Auseinandersetzung mit den Gender Studies lustvoll und subversiv umsetzen.

Dem filmischen Programmpunkt folgte der Keynote Vortrag von **Gabriele Griffin** (York University) mit dem Titel „The Global, the Local and Transformations in Higher Education: Gender Studies in the 21st Century“. Aufhänger und roter Faden war die Metapher der Melancholie als Zeitgeist. Darunter verstand Gabriele Griffin den Versuch, „to do something against everything we hate, what is nearly everything“. Sie illustrierte dieses Dilemma am Verhältnis des Globalen zum Lokalen: Wie gehen wir mit dem Wissen um globale Krisen wie Klimawechsel, ‚Terror‘ und HIV um? Wie intervenieren und agieren wir? Die Transformationen auf der lokalen und globalen Ebene seien eine der Herausforderungen des 21. Jahrhunderts. In Bezug auf die Gender Studies stellten sich dabei die Fragen, welche Auswirkungen die Globalisierung auf die Gender Studies habe und wie der Zeitgeist der Melancholie produktiv gewendet werden könne.

Gender Studies – so Gabriele Griffin – zeigten sich sowohl kämpferisch als auch in der eigenen Produktion von Ausschlüssen strittig, wie beispielsweise die Kritik Schwarzer Feminist_innen an einer proklamierten globalen Sisterhood und der Frage, wer letztlich gehört wird, zeigt. Auf die Frage, wo der Ort für Gender Studies an der Universität des 21. Jahrhunderts sei, antwortete Gabriele Griffin kritisch aus globaler Perspektive: Um nicht an kleinen Eliteuniversitäten und im Euro- beziehungsweise Anglozentrismus zu verharren, müssten die Gender Studies couragiert neue, weitaus unbequemere Räume begehen und marginalisierten Stimmen und ihren Fragestellungen ein größeres Gehör verschaffen. Gabriele Griffin kam zu dem Schluss, dass Melancholie produktiv gewendet werden müsse: Einerseits könne Melancholie in Richtung *Engagement & Einmischung* umgesetzt werden; andererseits könnten sich die

¹ Wir danken Kerstin Piepenstock für ihre wertvollen Beiträge und kritischen Anmerkungen.

gegenwärtigen Gender Studies durch aktive, radikale Politiken wieder lustvoll in akademische Felder zurückbringen.

Anschließend folgte eine Paneldiskussion unter Moderation von Christine Bauhardt zum Status und zur Zukunft der Gender Studies in Europa. Im Panel vertreten waren Prof. Diane Perrons (LSE, London), Prof. Jorunn Økland (Oslo), Prof. Nicky Le Feuvre (Toulouse) und Prof. Dina Vaiou (Athen).

Nicky Le Feuvre forderte im ersten Input den Institutionalisierungsprozess und die damit verbundenen Herausforderungen der Gender Studies aus nationenübergreifender Perspektive zu betrachten. In Frankreich existierten beispielsweise keine Zentren für Gender Studies, sondern nur sechs institutionalisierte Genderforschende an verschiedenen Universitäten. Hingegen gäbe es viele feministische Wissenschaftler_innen. In diesem Kontext stellten sich daher vordergründig die Fragen, wie das Verhältnis der Gender Studies zur Frauenbewegung sei und inwiefern die Themen der Gender Studies Gegenstand der öffentlichen Debatten seien. Inwiefern können akademische Institutionen eine soziale Funktion übernehmen? Ist wissenschaftlich produziertes Wissen gesellschaftspolitisch nützlich? Und schließlich: Was erwarten wir als Gender Studies von akademischen Institutionen?

Jorunn Økland konstatierte kritisch, dass die Gender Studies in Norwegen Opfer ihres eigenen Erfolgs seien: Seit den 1990er Jahren würde Geschlechtergleichheit als Staatsparadigma der Mächtigen praktiziert. Eine feministische Selbstpositionierung in politischen Kreisen sei obligatorisch geworden: „You cannot *not* be a feminist if you're in power.“ Gleichzeitig seien die Gender Studies als akademische Disziplin an allen Universitäten verankert: „You cannot have a university *without* having a center for gender studies.“ Aus der Funktion der Gender Studies als Exzellenz-Konzept an den Universitäten ergäbe sich ein Paradoxon: Einerseits werde durch Gender Studies eine kritische Perspektive auf akademische Strukturen und Exklusionsprozesse geboten. Andererseits helfe der Verweis auf Gender Studies dem akademischen Mainstream sich als exzellent auszuweisen, womit zugleich kritische Impulse marginalisiert werden könnten.

Dina Vaiou zeigte in ihrem Input auf, dass sich in Griechenland die Präsenz der Gender Studies an Universitäten eher durch die individuelle Arbeit von Wissenschaftler_innen und einer sehr aktiven Frauenbewegung auszeichne. Ein Grund dafür könne in autonomen Zusammenhängen liegen, wie z.B. der sozialen Bewegung kritischer Lehrender und einer Summer School von 1982 zu Frauenstudien, die sich gegen einen institutionalisierten Status ausgesprochen hatte. Die Teilnehmer_innen hatten sich darauf verständigt, einen sichtbaren und präsenten Netzwerkcharakter zu stärken. Problematisch an der Situation der Gender Studies seien dadurch allerdings die Kämpfe um Existenzsicherung.

Diane Perrons beschreibt die Situation der Gender Studies innerhalb Großbritanniens als sehr heterogen und stark institutionell integriert. Allerdings forderten neoliberale Tendenzen die Verwertbarkeit akademischen Wissens, was dazu führte, dass inzwischen viele Fachbereiche an Universitäten geschlossen wurden. Der Bedarf und die Nachfrage an Genderanalysen vor allem auf internationaler Ebene erleichterten jedoch den ökonomischen Druck auf die Gender Studies. Perrons forderte daher, die Verbindung zu bzw. das Wirken auf andere Disziplinen genauso zu stärken wie Genderforschungszentren. Wissenschaft und Aktivismus seien nicht als unterschiedliche Felder zu sehen, sondern müssten integriert gedacht werden und ihre Aufmerksamkeit verstärkt auf Anwender_innen von Wissen richten.

Der erste Tag klang in lockerer Atmosphäre mit einem Erzählalon zur Geschichte der Frauen- und Geschlechterforschung aus.

Der zweite Tag begann mit einer Podiumsdiskussion zur Produktivität des Forschens über disziplinäre Grenzen hinweg. Das Podium zur Transdisziplinarität in den Gender Studies war besetzt mit Andrea Maihofer (Basel), Sabine Hark (TU Berlin), Claudia Brunner (HU Berlin, Graduiertenkolleg „Geschlecht als Wissenskategorie“), Sandra Jasper und Marius Zierold (HU-Studierende Gender Studies). Moderiert wurde das Podium von Antje Hornscheidt (HU Berlin).

Die Inputbeiträge zur Podiumsdiskussion wurden von **Claudia Brunner** eröffnet. Sie erläuterte anschaulich am Beispiel der Befragung einer Kartoffel, wie es sich in und zwischen den Disziplinen verhält: Wie unterhalten sich die Einzeldisziplinen über eine Kartoffel? Wie sprechen sie nach innen und wie kommunizieren sie ihre Ergebnisse nach außen? Wo überschneidet sich das Sprechen über die Kartoffel zwischen den Disziplinen? Gibt es gemeinsame Ziele? Claudia Brunner nannte vier zentrale Herausforderungen im Kontext transdisziplinärer Zusammenarbeit:

1. Geduld mit den Strukturen, die sich verändern können, Zeit für sich selbst und Neugierde
2. Institutionelle Räume, Denkräume, Schutzreflexionen
3. Phantasie und Mut, um diese Räume zu füllen und Außenstehende zu verunsichern
4. Zur Erreichung politischer Ziele seien starke Argumente, ein längerer Atem sowie Verbündete innerhalb und außerhalb der Universität vonnöten.

Claudia Brunner schlägt vor, Zwischenräume zur Erinnerung, zum Austausch und zur Weitergabe von Wissen zu finden, die jenseits von Karriereplanung und Zukunftssicherung geschaffen werden können – gewissermaßen als geistige und materielle Kaffeepausen.

Sabine Hark referierte im Anschluss über den transdisziplinären Beziehungssinn. Genealogisch gedacht grenzten sich Disziplinen von anderen ab und pflegten bestimmte Kanones und Spezialisierungen. Bei genauerer Betrachtung könne jedoch festgestellt werden, dass sie aufeinander aufbauten und eine Vielfalt von Perspektiven widerspiegeln. Durch transdisziplinäres Denken sei es möglich, disziplinäres Wissen aufzuheben und das Denken in Differenzen mit dem Denkbaren und Gedachten ins Verhältnis zu setzen. Dabei müsse man sich die Bedingtheit der eigenen Aussagen stärker vor Augen halten und mit bedenken, was diese verschwiegen, inwiefern diese konstruierend und konstruiert seien. Als Quelle für transdisziplinäre Beziehungen und für die Transformation von Wissen nannte Sabine Hark die aus queeren, postkolonialen und feministischen Perspektiven abgeleitete Kritik an der Differenzierung, der Kontingenz, der Objektivität und der Gewissheit innerhalb der Disziplinen. Die Wissenschaft müsse sich noch umfassender öffnen: epistemologisch gegenüber normativ-moralischem, ästhetisch-expressivem Wissen; strukturell gegenüber ‚unterworfenem‘ und kolonialisiertem Wissen und transdisziplinär gegenüber Wissen aus nicht-akademischen Kontexten. Zudem müsse sich der Westen von einer Belehr- hin zu einer Lernkultur entwickeln. Im Rahmen einer feministischen Wissensproduktion sollten daher für Projektarbeiten transdisziplinäre Bündnisse gesucht werden, die Schief lagen und Verallgemeinerungen kritisch hinterfragen und sich mit der Frage auseinandersetzen, welches Wissen qualifiziert (ist).

Sandra Jasper und **Marius Zierold** als Repräsentant_innen der Student_innen zum Thema Transdisziplinarität auf dem Podium betonten zunächst, nicht für alle Student_innen sprechen, sondern lediglich eine ‚gefühlte Temperatur‘ wiedergeben zu können. Transdisziplinäre Arbeitsweise würde in den Tutorien bereits im Rahmen konkreter Projekte zum Transfer zwischen Theorie und Praxis erprobt werden. So

wäre mit dem Fachwiki Gender@Wiki der Versuch unternommen worden, Wissen zu demokratisieren und auf andere Weise zugänglich zu machen. Eine Umfrage unter den BA-Student_innen habe ergeben, dass das Entstehen transdisziplinären Wissens eher ein individueller Prozess und weniger auf kooperatives Arbeiten zurückzuführen sei.

Herausforderungen und Möglichkeiten ergäben sich in der Anerkennung dessen, dass das transdisziplinäre Konzept viel mehr als nur eine Theorie sei. Die Student_innen seien die ‚User‘ des transdisziplinären Konzepts. Transdisziplinarität bedeute, in Lern- und Lehrpraxis kooperativ zu arbeiten, sozial voneinander zu lernen und mit Irritationen umzugehen. Dazu seien Freizeit und Freizeiträume sowie strukturelle Ressourcen vonnöten. Diese existierten bereits in der Lehre durch Projektutorien und Teamteaching, durch virtuelle Lehrräume, durch praxisrelevante Seminare, durch Projekte aus Überforderungen, durch das Mentoringprogramm sowie durch hochschulpolitische Projekte zur Studienumstrukturierung. Hier sei die Möglichkeit geboten, Fachwissen und Fähigkeiten in unterschiedlichen Kontexten anzubringen. Durch die Umstrukturierung hin zu BA- und MA-Studiengängen bestünde allerdings die Gefahr, dass aufgrund der Individualisierung und der Beschleunigung des Lernens diese kollaborativen Räume verschwänden. Daher forderten Sandra Jasper und Marius Ziervold, dass soziales und kollaboratives Lernen und Forschen trotz allem möglich bleiben müsse und dass das erhalten bleiben sollte, was schon erreicht wurde.

Andrea Maihofer begann ihren Beitrag mit dem Hinweis, dass sie sich in der glücklichen Lage befände, eine Professur für Gender Studies inne zu haben und damit das Problem los zu sein, sich nicht mehr disziplinar verpflichten zu müssen. Wenn sie sich verortete, würde sie nie nur transdisziplinär denken. Transdisziplinarität sei weder die Norm noch ein Muss, um innovativ zu sein. Allerdings seien neue Arten der Wissensproduktion unabdingbar mit bestimmten Forschungsfragen verbunden, die nicht mehr nur disziplinar beantwortet werden können. Die Verschmelzung von Disziplinen im Rahmen transdisziplinärer Arbeiten bedeute jedoch keine Homogenisierung. Es solle erlaubt sein auszuprobieren, was passiert, wenn Disziplinen verlassen werden. Die Ergebnisse aus dieser Zusammenarbeit wären dann entsprechend nicht mehr disziplinar zu verorten. In diesem Sinne betrachte sie die Gender Studies als eine neue Lehr- und Forschungsrichtung, zu der Disziplinarität jenseits von Trans-, Post- und Inter- gehöre. Kein wissenschaftlicher Zugang sei per se kritisch oder subversiv. Wissenschaftskritik müsse ‚extra‘ transportiert werden. Diese Haltung käme jedoch nicht erst durch Transdisziplinarität zum Ausdruck.

Transdisziplinäre Zusammenarbeit solle zudem mit Personen aus außeruniversitären Kontexten stattfinden. Dabei sei notwendig, politische Arbeit zu leisten, um die wissenschaftliche Arbeit zu verändern. Probleme der transdisziplinären Forschung sieht Andrea Maihofer in der Anerkennungs- und Ressourcenfrage.

Im darauf folgenden Panel wurde mit Vertreter_innen verschiedener Forschungsförderinstitutionen diskutiert, welchen Stellenwert Transdisziplinarität in der Forschungsförderung einnimmt. Ziel der Podiumsdiskussion war es auszuloten, vor welchen Herausforderungen transdisziplinäre Forschungsprojekte in der Förderlandschaft stehen. In der Diskussion kristallisierten sich die unterschiedlichen Perspektiven auf Transdisziplinarität in der Forschungsförderung heraus, obwohl keine der Redner_innen die Sinnhaftigkeit inter- bzw. transdisziplinärer Forschungsansätze per se in Frage stellte: So betonte **Véronique Jost Gara** vom Schweizerischen Nationalfonds beispielsweise, dass der Nationalfonds inter- bzw. transdisziplinären Forschungszugängen aufgeschlossen gegenüberstünde, diese jedoch nicht automatisch fördere. Vielmehr werde eruiert, ob transdisziplinär ausgerichtete Forschungsprojekte

tatsächlich zu neuen Forschungsergebnissen führen könnten. **Axel Horstmann** von der Volkswagen-Stiftung dagegen ging in seinem Vortrag davon aus, dass interessante Forschungsentwicklungen an den disziplinären Grenzen stattfinden – eine These, der sich auch **Randi Wallmichrath** von der Kontaktstelle „Frauen in die EU-Forschung“ anschloss. In der Förderpraxis der VW-Stiftung sei die Rolle der Fachdisziplinen untergeordnet, da sich die Forschungsförderung stets auf konkrete Themen- und Problemfelder beziehen würde und nicht auf fachspezifische Fragestellungen. Horstmann hob hervor, dass transdisziplinär zugeschnittene Forschungsprojekte wesentlich anspruchsvoller seien und ein hohes Maß an fachspezifischer Kompetenz voraussetzten. **Robert Paul Königs** von der Deutschen Forschungsgemeinschaft skizzierte in seinem Vortrag in erster Linie das gesonderte Begutachtungsverfahren in der DFG bei inter- bzw. transdisziplinären Forschungsprojekten. Aus seinen Ausführungen ging deutlich hervor, dass in der Förderpraxis der DFG transdisziplinären Forschungsansätzen kein großer Stellenwert eingeräumt wird. Robert Paul Königs problematisierte, dass transdisziplinäre Forschungsprojekte insbesondere in den Geisteswissenschaften eher dazu tendierten, Komplexität zu erhöhen statt diese zu reduzieren. Die Diskussion verdeutlichte, dass der Zuschnitt von Förderlinien und die ihnen inhärente Perspektive auf transdisziplinäre Forschung förderlich oder hemmend wirken kann. Als ein zentrales Hindernis in der Forschungsförderung wurde von allen Redner_innen in der Diskussion einvernehmlich das Begutachtungsverfahren bzw. die fehlende Expertise im Umgang mit Transdisziplinarität benannt.

Am Nachmittag trafen sich die Tagungsteilnehmer_innen in verschiedenen Workshops wieder, die sich mit dem Thema Team-Teaching beschäftigten.

Im abschließenden Panel „Translating Gender Studies into the 21st Century – Wissenschaftspolitische Positionsbestimmungen“ diskutierten **Christina von Braun** und **Susanne Baer** die Fragen, welche Innovations- und Störpotenziale die Gender Studies für traditionelle Disziplinen haben und was daraus wissenschaftspolitisch folgt. Christina von Braun eröffnete den dialogisch angelegten Vortrag mit einem Verweis auf Gabriele Griffins Begriff von Melancholie. Melancholie sei eine Voraussetzung dafür, dass Kreativität existiere. Die Melancholie sei der Zustand, „bevor es aus einem herauskommt“. Damit etwas Neues entstehen könne, müsse zunächst etwas zerstört werden. In diesem Sinne haben Gender Studies produktives Störpotenzial: Wissenschaft werde in den Gender Studies stets kritisch reflektiert und der Kanon hinterfragt. Daher könnten die Gender Studies selbst nie zum Kanon werden. Dieser Aussage entgegnete Susanne Baer mit einem Widerspruch: Zwar seien die Gender Studies kein Kanon und doch seien sie genau dies – die Produktivität der Gender Studies habe etwas Neues erzeugt. Nach Susanne Baer sind derzeit drei Sachlagen prägend für die Gender Studies: Erstens seien sie ein heterogenes Feld, was nicht zuletzt auf die divergenten Entwicklungen in den Fächern zurückzuführen sei. Die Gender Studies seien noch weit davon entfernt, sich auf die „wirklich“ interessanten Themen zu verständigen, da in den Gender Studies unterschiedliche Wertigkeiten existierten. Zweitens sei der politische Kontext prägend für die Entwicklungsaussichten der Gender Studies: Es gebe den Trend, gesellschaftspolitisch die Botschaft „we are done with Gender Studies“ zu lancieren. ‚Gender‘ drohe als Kategorie in der Politik verloren zu gehen. Drittens seien die Gender Studies in einer Phase zwischen „falling apart“ und „reassembling“. „Wir müssen uns die Frage stellen“ – so Susanne Baer – „wo wir stehen: Tanzen wir auf zwei Hochzeiten (Fach + Gender Studies) oder nur auf einer (Gender Studies)?“ Dies zu beantworten sei zentral – ginge es doch um die Frage, ob wir einzeln forschen oder doch gemeinsam. In einem waren sich Christina von Braun und Susanne Baer einig: Trotz des Zustandes zwischen Institutional-

sierung und Marginalisierung, existiere an der Humboldt-Universität ein Paradies, bestehend aus dem ZtG, dem Graduiertenkolleg und den vielen Mitgliedern bzw. Zweitmitgliedern des ZtG.

Im Plenum wurde anschließend kontrovers diskutiert, ob die Gender Studies nicht ein wissenschaftliches Feld seien, das einen Kanon benötige? Christina von Braun konstatierte, dass Gender Studies ein „unreines Fach“ sei und das Problem der Marginalisierung nicht lösen könne, indem es „rein“ werde. Susanne Baer entgegnete mit der Frage, warum es keine Spitzenforschung zur Heteronormativität geben solle.

Die Diskussion hat gezeigt, dass sich die Gender Studies an der Humboldt Universität in einer neuen Phase der Konsolidierung befinden. Die Frage, in welche Richtung diese Entwicklung gehen soll, konnte auf der Tagung zwar nicht beantwortet werden. Allerdings wurden wichtige Schritte zur Beantwortung der Frage gewagt. Dazu gehört eben nicht nur sich zu feiern, sondern auch die eigene Entwicklung kritisch zu reflektieren.

Das Jubiläum endete am Abend mit einem rauschenden Fest mit Büffett, Tanz und Performance von Spicy Tigers & Coco Lores im Thaersaal der Landwirtschaftlich-Gärtnerischen Fakultät der Humboldt-Universität.

Heike Fleßner

5. Arbeitstagung der „Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum“

Vom 25.-26. Oktober 2007 veranstaltete das Zentrum für Transdisziplinäre Geschlechterstudien an der HU unter dem Titel „Impuls – Innovation – Intervention. Gender Studies im Visier“ eine Tagung zum 10-jährigen Bestehen der Gender Studies-Studiengänge. In Verbindung damit stand am 27.10. die 5. Arbeitstagung der „Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum“.

Die Kombination beider Tagungen erwies sich als sehr produktiv: Auf der einen Seite wurde die Gelegenheit geboten, anknüpfend an das Jubiläum der Gender-Studiengänge der Humboldt Universität Entwicklung und Perspektiven dieses Studienangebotes und der zugrunde liegenden interdisziplinären Disziplin Genderforschung zu diskutieren. Auf der anderen Seite – besser vielleicht: in Ergänzung dazu – wurden fach- und wissenschaftspolitische Fragen debattiert, mit denen die Gender-Zentren sich aktuell auseinandersetzen haben. Der folgende Bericht konzentriert sich auf diesen Teil des Tagungs-Doppels.

Der politisch wohl wichtigste, einstimmig gefasste Beschluss: Ausgehend von der 5. Arbeitstagung wird die Gründung einer „Fachgesellschaft Gender Studies“ (so die Arbeitsbezeichnung) betrieben. Die Teilnehmenden waren sich einig in dem Ziel, Frauen- und Geschlechterforschung auf diese Weise wissenschaftspolitisch sichtbar und das Forschungsfeld präziser zu machen. Zugleich könne, so die Überzeugung, die Bündelung von Diskursen, in denen Forschung und Lehre aufeinander bezogen werden, wirksamer organisiert werden. Die Gesellschaft soll übernational strukturiert und für alle Forscherinnen, die sich Frauen- und Genderforschung zuordnen, geöffnet sein. Antje Hornscheidt und Susanne Baer (HU Berlin) erklärten sich bereit, Überlegungen zur Gründung einer Fachgesellschaft bis zur nächsten Tagung

der „Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien“ weiterzuentwickeln und kollegiale Diskussionen zum Thema zu moderieren. Dazu gehört auch, das Verhältnis zwischen Fachgesellschaft und „Konferenz“ zu definieren. Für die „Konferenz“ wurde sodann – ebenfalls einstimmig – das Namenskürzel KEG beschlossen. Die nächste KEG-Tagung wird 2008 voraussichtlich in Freiburg stattfinden; geplant ist die Verbindung mit einer Tagung zum 10-jährigen Bestehen des ZAG Freiburg. Erneut wurde ein zwischen den jährlichen KEG-Tagungen amtierendes Aktionskomitee gewählt. Dessen wichtigste Aufgabe ist es, kurzfristig notwendig werdende politische Interventionen zu initiieren. Mitglieder sind Gabi Jähnert (HU Berlin), Heike Fleßner (Uni Oldenburg), Sigrid Schmitz (Uni Freiburg) als Vertreterin des Zentrum, welches die nächste Arbeitstagung ausrichtet, sowie eine Vertreterin der Schweizer Zentren, die noch nachzumelden ist.

In Arbeitsgruppen zu verschiedenen aktuellen fachpolitischen Themen wurden wichtige Impulse für die weitere Arbeit formuliert: So empfiehlt die *AG Evaluation*, für die vielerorts anstehenden Evaluationsverfahren keinen Katalog von Standardfragen zugrunde zu legen, sondern den Evaluationsbericht entlang einer Gliederungsstruktur zu formulieren, die der Spezifik des jeweiligen Gender-Zentrums gerecht wird. Michaela Kuhnhenne (Uni Oldenburg) erklärte sich bereit, in diesem Sinne einen Vorschlag für eine Handreichung zu Evaluationsverfahren zu erarbeiten und auf der Homepage der Zentren zu veröffentlichen.

Der in der *AG Umwandlung BA/MA* begonnene Austausch von Erfahrungen mit dem Umstrukturierungsprozess soll auf der Homepage der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie fortgesetzt werden.

Von der *AG Informationskompetenz* wurde das Interesse an der Weiterentwicklung der gender-bezogenen Netzwerkstrukturen formuliert. Dazu soll auf der nächsten KEG-Tagung ein Workshop angeboten werden. Karin Aleksander (HU Berlin) thematisierte ferner den Problemkomplex „Ausbau und Nutzung von Gender Studies-Bibliotheken“. Sie steht dazu für FachreferentInnen/Fachzuständige von Bibliotheken als Beraterin zur Verfügung.

Die diesjährige KEG-Tagung reflektierte nachdrücklich die Spannung zwischen einerseits gelingender Institutionalisierung von Gender Studies und Genderforschung, also einem Prozess akademischer Normalisierung, und andererseits der strukturellen Gefährdung des jungen interdisziplinären, an Gesellschaftskritik orientierten Wissenschaftsbereichs im Umfeld von Exzellenzinitiativen und Ökonomisierung der Akademie. In der *AG ProfessorInnen* wurde die Seite der Gefährdung in aller Schärfe sichtbar: An der Tagesordnung sind die Streichung bzw. Nicht-Wiederbesetzung von Genderprofessuren, nicht jedoch die personelle Verstärkung oder gar Ausweitung dieses Bereichs.

Von hier aus sei der Bogen zurück zur Gesamtagung geschlagen: Gabriele Griffin (York) skizzierte in ihrer key note ausgehend vom Begriff „melancholia“ einen nachdenklichen Befund des gegenwärtigen Entwicklungsstandes von Gender Studies/Genderforschung zwischen Erschöpfung angesichts des nie endenden Kampfes um Anerkennung und Geschlechtergerechtigkeit und der Herausforderung zur Aktion – global wie lokal. Aktive radikale Politik als Mittel gegen die Melancholie – so ihr Plädoyer. Sie war es konsequenterweise auch, die in ihrem Vortrag den fachpolitischen Zusammenschluss der Gender Studies ins Spiel brachte. Mit Erfolg, wie weiter oben berichtet.

Für die nächste KEG-Tagung wurden folgende Arbeitsthemen und Diskussionschwerpunkte vorläufig notiert:

- Forum für NachwuchswissenschaftlerInnen und Nachwuchsförderung (u.a. Promotionen; Graduiertenausbildung)
- Intersektionalität und Gender
- (Aus-)Bildungsziele Gender Studies.

Weitere Materialien sowie Kurzprotokolle zu den einzelnen Arbeitsgruppen finden sich auf der KEG-Homepage unter:

http://www.genderkonferenz.eu/deutsch/arbeitsgruppen/arbeitsgruppen_2007.htm

Beatrice Michaelis, Nadine Teuber

Das Unbewusste als Störung der Wissensordnung und als Antrieb der Wissensproduktion. Ein Tagungsbericht

Vom 29.11. bis zum 1.12.2007 fand im Institute für Cultural Inquiry (ICI) in Berlin eine internationale Konferenz des DFG-Graduiertenkollegs „Geschlecht als Wissenskategorie“ über Das Unbewusste als Störung der Wissensordnung und als Antrieb der Wissensproduktion statt.

Nach einer kurzen Begrüßung durch den Direktor des ICI, **Christoph Holzhey**, eröffnete **Christina von Braun** (Berlin) die Tagung mit einigen einführenden Worten zum Konzept und den zentralen Fragen, die sich mit dem Unbewussten verbinden. Ganz im Hinblick auf das Jahr der Geisteswissenschaften 2007 wies von Braun auf die Funktion der Geisteswissenschaften hin, die produktive Kraft des Unbewussten zu entziffern, d.h. die Codes des Unbewussten, die sich z.B. auch im naturwissenschaftlichen Denken zeigen, zu entschlüsseln. Zugleich aber schreckten die Geisteswissenschaften vor dem Unbewussten zurück, obwohl es sich doch um eine der Grundlagen und Antriebskräfte der Kultur- und Geisteswissenschaften handelt. Von Braun beobachtet eine Feminisierung der Geisteswissenschaften wie der Psychoanalyse, die mit einer Vermännlichung der Natur- und Technikwissenschaften koinzidiert. Das Graduiertenkolleg „Geschlecht als Wissenskategorie“, dessen Sprecherin von Braun ist, untersucht daher die unbewussten Codes, nach denen eine äußere Realität durch eine psychische geformt wird. Laut von Braun liegt das Unbewusste nämlich auch der Kategorie Geschlecht zugrunde. Über beides jedoch wird in den Wissenschaften nicht gesprochen.

Nach von Brauns Einführung gab **Cornelia Klinger** (Wien) den Auftakt zum Themenblock *„Das Unbewusste der Wissensordnung“*. Ausgehend von der These, dass die logischen Gesetze dem Unbewussten folgen, analysierte Cornelia Klinger in ihrem Vortrag *„Der Verlust der symbolischen Dimension in der modernen Wissensordnung und die Wiederkehr des Verdrängten“* das kulturelle, historische Imaginäre, das als Unbewusstes dem logischen Denken zugrunde liegt. Sie illustrierte ihre These mit einem Blick auf die westliche Dualismenbildung und deren Konstruktionsregeln. Zugleich fragte sie nach den Gründen für die Persistenz dieser doch ‚archaischen‘ Dualismen. Klinger referierte eine Reihe von Regeln, auf welchen die Konstruktion von Dualismen basiert, darunter jene, dass Dualismen Paare bildeten, deren einzelne Entitäten aus verschiedenen Elementen bestünden. Des Weiteren identifizierte sie die Regeln der Trennung und Herrschaft sowie des Entweder-Oders. Während erstere sich auf die Existenz eines konträren Dualismus aus A und B bezieht, in dem A und B segregiert und hierarchisiert würden, beschreibt letztere einen kontradiktorischen Dualismus aus A und Non-A, in welchem sich Non-A

durch einen Mangel an A ergebe. Gerade an dieser Regel wird sichtbar, wie ein jedes A die Grenzziehung als Grundvoraussetzung der Existenz benötigt. In einer dritten Regel, die Klinger mit „Die Dialektik der Apokalypse“ benannte, wies sie auf die Bedrohung des A durch die Unterbestimmung und Unabschließbarkeit von Non-A hin. A wird diesem Dualismus nur durch die Homogenisierung seiner selbst und die Stereotypisierung von Non-A Herr. Insofern kommt für Klinger das Bewusste aus dem Unbewussten. Auch in den modernen Wissenschaften beobachtet Klinger diese Mechanismen der Kompartimentierung des Denkens in rational und mythisch (etwa bei Habermas) und konkludiert, dass Vormoderne und Orient darin die Position des Non-A einnahmen, während Moderne und Okzident sich als A herstellten und Macht- und Herrschaftsansprüche formulierten. In jedem Dualismus artikuliert sich mit Klinger ein Politikum, das nicht selten um Leben und Tod kreise.

Thomas Macho (Berlin) bot in seinem Vortrag „Die Zeit des Unbewussten: Ritual und Wiederholung“ eine Geschichte der Kalendarien, die sich entweder nach dem Mond oder der Sonne richteten und problematisierte so die Annahme, dass das Unbewusste wie die Zeit selbst zeitlos seien. Zudem zeigte Macho, wie religiöse und rituelle Aspekte des Unbewussten bei der Bestimmung der Orientierung der Kalendarien interagierten.

Ellen Harlizius-Klück (München) untersuchte in ihrem Vortrag über „Textile Strukturen in den Naturwissenschaften: Mathematik, Metapher oder funktionales Phänomen?“ das Unbewusste als ein textiles Phänomen, durch welches sich der Wunsch nach der Entdeckung der Weltformel in Metaphern des Webens und Gewebes artikulierten.

Martin Burckhardt (Berlin) brachte in seinem Vortrag das Unbewusste in Zusammenhang mit der „Psychologie der Maschine“. Maschinen dienten nicht nur als Gegenmodelle des Unbewussten, sondern auch das Unbewusste sei als Maschine denkbar. Am Beispiel von Freuds Fallgeschichten der Nathalie und des Daniel Paul Schrebers zeigte Burckhardt, wie das Bild der Maschine auch dazu dient, einer beängstigenden Wirklichkeit Gestalt und Struktur zu verleihen. Dabei nimmt das Unverstehbare, das Unerklärliche oftmals die Funktion einer Maschine an, die zum Ausdruck einer Irrationalität wird.

Christoph Holzhey (Berlin) begann seinen Vortrag über die „Paradoxe Lust als das Unbewusste wissenschaftlicher Kränkungen“ mit der Hypothese, die moderne Hirnforschung habe die Freud'sche Kränkung, nicht „Herr im eigenen Haus“ zu sein, radikalisiert. Durch die Ergebnisse der Neurowissenschaften sei die Willensfreiheit nun gänzlich in Frage gestellt. Während Freud jedoch in der narzisstischen Kränkung durch die Psychoanalyse noch ein Hindernis für seine Disziplin befürchtete, genossen neuere wissenschaftliche Ansätze gerade durch zugefügte narzisstische Kränkungen einen gewissen Plausibilitätsanspruch. Holzhey untersuchte für das „S/M Theater der Wissenschaften“ verschiedene Funktionen der narzisstischen Kränkung und deren Lustgewinn durch Unlust. Mechanismen, die wissenschaftliche Kränkungen des Ichs akzeptabel machen können, seien neben Temporalisierung, d.h. der Kränkung kommt die Funktion einer kurzfristigen kognitiven Impfung mit der Wahrheit zu, Hierarchisierung der Kränkungen und das Lust/Unlust-Paradox.

Den Hauptvortrag des Abends hielt **Michael Hagner** (Zürich), der über „Die zwei Kulturen des Unbewussten“ am Fin de siècle referierte. Er unterschied verschiedene Vorstellungen des Unbewussten im 19. Jahrhundert: das neuropathologische Unbewusste, welches Forschungsgegenstand der Medizin und im Bereich des

Kranken angesiedelt ist, und das evolutionäre Unbewusste, das dem Primitiven zugeordnet wird. Als dritter Bereich kommt das philosophische Unbewusste hinzu, das – neben dem neuropathologischen Unbewussten – auch Freud zu seinem Begriff des Unbewussten inspirierte. Hagner betonte, dass im 19. Jahrhundert die Erforschung des Gehirns, z.B. im Geniediskurs, zentral mit der Frage nach dem Unbewussten verknüpft war. In der Hirnforschung des 20. Jahrhunderts zeichnete sich hingegen eine Vermeidung des Unbewussten ab. So würden in der kognitiven Psychologie und Kybernetik vor allem bewusste Funktionen und Prozesse des Gehirns untersucht; das Kranke und Primitive werde wegdefiniert bzw. ausgeschlossen. Hagner stellte die Frage nach der Bedeutung der aktuellen Renaissance des Unbewussten in den Neurowissenschaften. Hier erscheine das Unbewusste nicht als dynamisches, neuropathologisches oder primitives, sondern gänzlich als bezähmbar. Im Sinne einer Biopolitik, die in ein neurowissenschaftliches Biedermeier führe, werde das Gefährliche und Bedrohliche am Unbewussten ausgeklammert.

Im Themenkomplex „*Medien des Unbewussten*“ fokussierte **Susanne Lüdemann** (Berlin) in ihrem Vortrag über die „Inversion des Blicks oder das Unbewusste im Feld des Sehens“ die Blicktheorie Lacans. Am Beispiel der Bedeutung der Zentralperspektive in Lacans Schriften fragte Lüdemann nach der allgemeinen Bedeutung der Struktur des Blickes, die er entwirft, und stellte anhand eines Beispiels Lacans über die „Sardinenbüchse“ dar, dass das, was er visuell so eindrücklich beschreibe, selbst als Szene zu verstehen sei. Dabei inszeniere sich durch die doppelte Inversion des Sehfeldes eine unbewusste Abwehr von Kastrationsangst.

Silke Wenk (Oldenburg) formulierte in ihrem Beitrag „Imperiale Inszenierungen. Das Unbewusste in der visuellen Kultur“ eine Kritik jenes gegenwärtigen okzidentalen Gebotes des Hinsehens, in welchem durch die Verschränkung von Macht- und Herrschaftsverhältnissen mit Sichtbarkeitsbedingungen die Überschreitung der Sichtschränken organisiert wird. Sie konstatierte eine Politik in und zwischen Bildern, in der die Bilder ebenso ‚in den Westen zurückkehren‘. Die Rückkehr jedoch wird konterkariert durch ihre ‚Entschleierung‘ als Täuschungen sowie abjizierende, dehumanisierende Bilder, wie sie in Abu Ghraib inszeniert wurden. In dieser Gegenwehr artikuliert sich der Wunsch nach maximaler Sichtbarkeit, nach dem Habhaftwerden über das Andere. Zentral in dieser Bewegung ist die Figur der Schleier tragenden bzw. zu entschleiernenden Frau. Wenk wies auf die konstitutive Rolle von heteronormativen Geschlechterverhältnissen und Homophobie für diese neue Welt- und Bilderordnung hin.

Joseph Vogl (Berlin) referierte in „Das Soziale ist das Irrationale“ über Sozialtheoreme des 17. und 19. Jahrhunderts, um den politischen Konkretisierungen des Unbewussten auf die Spur zu kommen, die paradoxerweise gerade im Sozialen als Negation der politischen Form lägen. Folgte im 17. Jahrhundert der Mensch – Vogl vermied es leider, soziale Differenzkategorien in den Blick zu nehmen – seinem eigenen Interesse und nützte gerade so der Gesellschaft, avancierte im 19. Jahrhundert die Masse zum Band des Sozialen zwischen Nicht-Personen, deren Bestimmung zwischen Irrationalität, Bedrohung und Ereignis changierte.

Im dritten Themenbereich wurden „*Genealogie und epistemische Figuren des Unbewussten*“ fokussiert. Hier thematisierte **Claudia Bruns** (Berlin) „Freuds Triebtheorie als Anstoß neuer Wissensproduktion und Verbindung zum politischen Raum“. Ausgehend von einer Analyse der Theorie Hans Blühers über homoerotische Beziehungen in Männerbünden im 19. Jahrhundert, die von der in dieser Zeit auch entste-

henden Psychoanalyse und deren Triebtheorie stark beeinflusst war, stellte Bruns eine Verbindung von Triebtheorie und politischer Theorie her.

Birgit Griesecke (Bonn) hielt einen Vortrag zur „Wissensbegierde – eine symptomatologische Lektüre“. Anhand einer Lektüre von Yasunari Kawabatas Roman „Die schlafenden Schönen“, für den der Autor 1968 mit dem Literaturnobelpreis ausgezeichnet wurde, entfaltete Griesecke eine Allegorie auf die moderne Experimentalordnung. Im Roman sucht ein alter Mann im Selbstexperiment das Haus der schlafenden Schönen auf, in dem sehr junge Frauen narkotisiert werden und sehr alte Männer sich eine Nacht gegen Bezahlung neben die Schlafenden legen dürfen. Den Besucher regen die Nächte zu Assoziationen und Selbstreflexionen an, so dass er, getrieben von seinem aktiven Forschergeist, nicht mehr davon lassen kann. In einer allegorischen Lesart vergleicht Griesecke die schlafenden Mädchen mit dem Material der modernen Experimentalordnung. Auch hier seien die Forschenden nicht primär am Material interessiert, sondern am Erkenntnisgewinn. So wie der alternde Besucher des Hauses die Begegnung mit den Mädchen versäume, so vermeide auch die Forschung die Begegnung mit ihrem Material. Zugrunde liege eine dichotome Vorstellung vom passiven Material und aktiven Forschergeist, welche sich zueinander in hierarchischer Asymmetrie verhielten. Ein Gleichauf sein zwischen Objekt und Forscher sei dabei Tabu. Die Referentin stellte die Frage nach der Scham des Experimentators und danach, was passiere, wenn das als passiv und weiblich gedachte Forschungsmaterial mit in das Experiment hereingeholt würde. Was passiert, wenn die Schlafende erwacht, bevor der Experimentator noch nicht woanders ist?

Der Psychotherapeut **Günter Gödde** (Berlin) hielt einen Vortrag „Zur Genealogie des Unbewussten bei Freud“, in dem er sich auf das klinische Unbewusste, wie es Freud entwirft, bezog. Dabei fragte er nach der Verschränkung von Metapsychologie und klinischer Psychologie bei Charcot, Breuer und Freud, deren unterschiedliches Herangehen an die Therapie der Hysterie schließlich zur Bestimmung des klinischen Unbewussten führte. Charcots Arbeit an der Salpêtrière, Breuers Redekur der Anna O. und Freuds Konzeption der Abwehr und Verdrängung im Fall der Elisabeth von R. sowie seine Aufgabe der Verführungshypothese wurden von Gödde in ihrer historischen Entwicklung dargestellt.

Bettina Bock von Wülfingen (Berlin) referierte über „Gene und Erbfaktoren als das Unbewusste der Natur“. Die Referentin untersuchte das Unbewusste in der genetischen Natur und fragte ausgehend von Freuds frühen Beiträgen zur Zelltheorie danach, ob Freud ein Maschinist, Elektriker oder Zytologe war?

Jan Assmann (Heidelberg) wendete im Hauptvortrag über „Das kulturelle Gedächtnis und das Unbewusste“ Freuds Metapher vom Psychoanalytiker als Archäologe der Seele auf die Wissensproduktion der Archäologie an. Dabei legte er seiner Analyse die von Aleida Assmann getroffene Unterscheidung der archäologischen Wissensproduktion in Funktionsgedächtnis (Kanon), Speichergedächtnis (Archiv) und Abfall (weder in Archiv noch im Kanon enthalten) zugrunde. Neben Archiv und Kanon untersuche die Archäologie auch den Abfall, für den z.B. Exkremente und Überbleibsel des alltäglichen Lebens neben den Mauerresten ausgegraben werden. So sei der Archäologe Psychoanalytiker des Alltags und des kulturellen Gedächtnisses, der in der Tiefe der Erde vergleichbar mit der Tiefenpsychologie nach unabsichtlichen Spuren suche. Assmann bezog sich in seinem Vortrag auf Freuds Spurensuche nach dem Mann Mose. Am Beispiel von Freuds kritischen Thesen, die

besagen, dass Mose ermordet wurde, dass er ein Ägypter, ein Anhänger des Pharaos Echnaton gewesen sei, veranschaulichte Assmann die Folgen traumatischer gesellschaftlicher Prozesse für das kulturelle Gedächtnis. Angelehnt an Torok und Abrahaman entwickelte Assmann ein Konzept von Krypten im kulturellen Gedächtnis. Dabei sind Krypten nicht einfach Orte des Vergessenen oder Nichtgewussten, sondern verweisen auf kulturelle Traumakomplexe, die der unbewussten Verarbeitung entzogen sind. Assmann stellte die These auf, dass das kulturelle Gedächtnis vergleichbar mit dem individuellen Gedächtnis Krypten bildet und daher von einem dynamischen Unbewussten der Kultur ausgegangen werden muss.

Im abschließenden Themenkomplex war es „*Das Unbewusste des politischen Körpers*“, welches untersucht werden sollte. **Dagmar Herzog** (New York) zeichnete in ihrem aufschlussreichen Vortrag „Christliche Pornographie. Wie die religiöse Rechte in den USA mit Sex an die Macht gelangte“ die „Psychohygienisierung der Sexualpolitik“, mithin das Eindringen der evangelikalischen Machttechnik des Wissens in das Unbewusste, nach, die sie als Folge eines ideologischen Diskurses des niedrigen Selbstwertgefühls, der allgemeinen Verunsicherung der Gesellschaft und der verlorenen Lust in der heterosexuellen Ehe diagnostizierte. Der US-amerikanischen evangelikalischen Rechten sei es über die Einbindung feministischer Positionen und über eine vorausseilende Selbstkritik an der Erfahrung von Sünde gelungen, den gesamten sexualpolitischen Diskurs zu beherrschen. Während die Liberalen schweigen, spricht die religiöse Rechte sehr redselig über „soulgasms“, Abstinenz vor der Ehe und „secondary virginity“. Die Grenzen zwischen Politik und Religion verschwimmen; längst erhalten nur noch jene Schulen Mittel für die Sexualaufklärung, die sich den Leitkampagnen zur Heilbarkeit der Homosexualität, Kriminalisierung von Prostitution und Pornos sowie Vermeidung von Masturbation zur Steigerung des männlichen Begehrens in der Ehe anschließen. Dass der Diskurs im Gewande der Aufklärung in den christlichen Sexualratgebern selbst wie Porno daherkommt und immensen kommerziellen Erfolg damit feiert, konnte Herzog anhand vielfältiger Beispiele veranschaulichen.

Barbara Hahn (Nashville) begab sich in ihrem Vortrag „Das Unbewusste als theoretischer Text des frühen 20. Jahrhunderts“ auf die Suche nach den Spuren des nie geschriebenen *Bilderatlas* des Nationalsozialismus (Walter Benjamin). Für Benjamin hatte das „kollektive Unbewusste“ den Ort gewechselt – vom Wort ins Bild. In der von Hahn zutage geförderten Traumliteratur vom Anfang des 20. Jahrhunderts, also nach dem Erscheinen von Freuds *Traumdeutung*, ist dieser Ortswechsel prävalent. In ihr gelangten Erfahrungen zur Darstellbarkeit, die auf kein Vokabular mehr zurückgreifen konnten. Die Traumbücher oder Traumarchive boten mit dem Traum einen Erfahrungsmodus, in dem die Ereignisse von Krieg und Revolution verarbeitet wurden. Texte von Leonhardt, Benrath, Lichtenberg und Binswanger (den Foucault kommentierte) fanden im Traum einen Darstellungsmodus, der Erfahrung intersubjektiv und bildhaft machte. Dabei trugen diese Träume schon immer ihre Analyse mit sich.

Eva Johach (Berlin) verband die Frage nach dem unbewussten politischen Körper mit dem Insektenstaat. In ihrem Vortrag „Auf der Suche nach der Kollektivseele: Insektenstaat und politisches Unbewusstes“ zeigte Johach Verbindungslinien zwischen der Wissensgeschichte des Insektenstaates und der Konzeption eines kollektiven Unbewussten auf. Sie berichtete von Brüchen in der Wissensgeschichte des Insektenstaates, beispielsweise wenn neue Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschung feststellen, dass der vermeintliche Bienenkönig sich als eine

Bienenkönigin herausstellt. Fortan ist die produzierte Geschichte und Wirkweise des Insektenstaates keine beliebte Allegorie auf Herrschaft und Machtausübung mehr, sondern dient der Allegorisierung einer weiblichen (Reproduktions-)Ordnung. Am Bienenstaat wird nun vorgeführt, wie die Kollektivseele nach einem Ideal der Mütterlichkeit geformt ist, in der das Weibliche mit dem Sozialen gleichgesetzt wird. Der Staat wird von der Bienenkönigin als Seele geleitet und von unzähligen, sterilen Hilfsmüttern bevölkert, die als Einzelne zurücktreten, um Teil eines großen Ganzen mit der Mutter zu bilden.

Zum Abschluss der Tagung hielt **Susanne Lummerding** (Wien) einen Vortrag über den „Störfall im Zweiten Leben. Geschlecht, Medialität und die Funktion des Politischen“. Anhand von Beispielen der Konvergenz von Phantasma und Symptom im virtuellen Raum des „Second Life“ entwickelte sie mit Lacan eine Redefinition der Wissenskategorie Geschlecht.

Der Konferenz ist mit all diesen Vorträgen vielerlei gelungen: ein neuer Blick auf ein scheinbar bekanntes Paradigma, ein interdisziplinärer Austausch über die Funktionen des Unbewussten in den einzelnen Disziplinen und Wissensbereichen und der Beweis, dass bereits allein die Frage nach dem Unbewussten zum Motor anspruchsvoller wissenschaftlicher und geschlechtertheoretischer Reflexionen werden kann.

Susanne Hoffmann

Institut für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung, Stuttgart

„Männer in Beziehungen“

5. Fachtagung des Arbeitskreises für interdisziplinäre Männer- und Geschlechterforschung – Kultur-, Geschichts- und Sozialwissenschaften (AIM Gender), Stuttgart-Hohenheim, 13.-15. Dezember 2007

„Männer in Beziehungen“ hatte der „Arbeitskreis für interdisziplinäre Männer- und Geschlechterforschung – Kultur-, Geschichts- und Sozialwissenschaften“ (AIM Gender) als Thema für seine fünfte Fachtagung gewählt. Rund 30 Geschlechterforscherinnen und -forscher aus der Bundesrepublik Deutschland, Österreich und der Schweiz trafen dazu vom 13. bis 15. Dezember 2007 in Stuttgart-Hohenheim zusammen. Die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart mit ihrem Referatsleiter für Geschichte, **Dieter Bauer** (Stuttgart), bot hierfür wie in den Jahren zuvor den gastlichen Rahmen. Als äußerst konstruktiv erwies sich die Arbeitsatmosphäre an den drei Veranstaltungstagen – womit sie sich erfreulich vom Winter bedingt etwas unterkühlten Raumklima abhob. Im Zentrum der insgesamt 15 Vorträge stand ein Aspekt, der in der Männlichkeitsforschung bislang eher vernachlässigt worden ist: Männer in homo- und heterosozialen Paar- und Familienbeziehungen. Selbst in narrativen Interviews mit Männern fristen diese heute regelmäßig eine randständige Existenz, wie **Sylka Scholz** (Berlin) einleitend aus ihrer eigenen Forschung berichtete. Mit ehemaligen Gefängnisinsassen und Krankenhauspatienten lag ein zweiter thematischer Schwerpunkt auf Männern in Institutionen. Andere soziale Kontexte wie Arbeit, Militär oder Sport, die für die Beziehungserfahrungen von Männern ebenso wichtig sein dürften, waren auf der Tagung leider nicht mit eigenen Referaten vertreten. Gleiches galt für weitere Verwandtschaftsbeziehungen: Einem Teilaspekt ist bereits das jüngst erschienene Themenheft „Tanten“ der Zeitschrift

„WerkstattGeschichte“ gewidmet, auf das **Martin Dinges** (Stuttgart) in seinem Teil der Einleitung ergänzend verwies.²

Mit dem öffentlichen Abendvortrag der Soziologin **Mechthild Bereswill** (Hannover) begann die Veranstaltung. Wie Männlichkeit sich im dynamischen Wechselspiel zwischen den Polen Autonomie, Bindung und Abhängigkeit und im Verhältnis zu anderen Männern konstituiert, zeigte Bereswill am Beispiel einer Längsschnittstudie über männliche Jugendliche im Strafvollzug. Dass Geschlecht lebenslang eine Konfliktkategorie bleibt, erklärte sie an zwei homosozialen Beziehungskonstellationen: Vater-Sohn- und Gleichaltrigenbeziehungen. Bereswill konstatierte, dass die Geschlechtszugehörigkeit des Bindungspartners dabei weniger relevant als der jeweilige Beziehungskontext sei. Was dieses Forschungsergebnis für die aktuelle geschlechterpolitische Forderung nach mehr männlichen Bezugspersonen in frühkindlichen Bildungseinrichtungen bedeute, wurde die Referentin in der anschließenden Diskussion gefragt. Diese Forderung formulierte sie zu einer Frage der Geschlechtergerechtigkeit um, um so Missverständnisse zu vermeiden.

Das Tagungsprogramm enthielt insgesamt drei Referate zu „Vaterschaften“ seit dem späten 18. Jahrhundert. Vater-Sohn-Beziehungen in städtischen Eliten in der Deutschschweiz um 1800 untersucht **Paola Cimino** (Basel) in ihrem Dissertationsprojekt, das sie hier vorstellte. Welchen Beitrag die historische Emotionsforschung für die Männergeschichtsschreibung leisten könnte, zeigte Cimino dabei auf. Methodologische Fragen hinsichtlich der Auswertung von Briefkorpora bestimmten schließlich die nachfolgende Diskussion. **Barbara Stambolis** (Münster) benannte in ihrem Vortrag die kriegsbedingte Vaterlosigkeit als erfahrungs- und generationengeschichtliches Schlüsselthema des 20. Jahrhunderts – mit aktueller psychologischer wie soziologischer Relevanz. Mutter-Sohn-Beziehungen seien über die *abwesenden* Väter unweigerlich mit in den Blickpunkt der gegenwärtigen Debatte geraten, da die Mütter aus Sicht der „Söhne ohne Väter“ (so ein gleich lautender Buch- und Fernsehtitel) die frühen Beziehungserfahrungen in den Restfamilien häufig dominiert hätten.³ Dagegen harre die Vaterlosigkeit der Töchter weiterhin der systematischen wissenschaftlichen oder literarischen Aufarbeitung. Im Anschluss an Stambolis erläuterte **Toni Tholen** (Hildesheim) seine These eines prekären Verhältnisses von sozialer Vaterschaft und Autorschaft in der Gegenwartsliteratur. Noch um 1900 hätten Kunstschaffende wie Rainer Maria Rilke zum Beispiel den Zusammenhang weit von sich gewiesen. Dass Vaterwerden und -sein von männlichen Autoren heute indes als Bedrohung für die geistig-künstlerische Unabhängigkeit erlebt werde, die es mittels Literarisierung zu kompensieren gelte, demonstrierte der einzige Literaturwissenschaftler unter den Referenten anhand von Durs Grünbeins „Berliner Aufzeichnungen“.⁴

Die Sektion „Erbschaften“ vereinigte zwei Beiträge über familiäre Generationenbeziehungen vor 1850. Leichte Irritationen im Auditorium löste zunächst **Simona Slanickas** (Bielefeld) Vortrag über so genannte Bastardromane in Mittelalter und Früher Neuzeit aus, da Bastard heute, vor allem im anglo-amerikanischen Sprachraum, als biologisch konnotiertes Schimpfwort in Gebrauch ist. Überzeugend

² WerkstattGeschichte 16 (2007)

³ Hermann Schulz, Hartmut Radebold, Jürgen Reulecke: Söhne ohne Väter. Erfahrungen der Kriegsgeneration, Berlin 2004

⁴ Durs Grünbein: Das erste Jahr. Berliner Aufzeichnungen, Frankfurt/M. 2001

legte die Historikerin jedoch dar, wie der Begriff in ihrem Untersuchungszeitraum als ehrenvoller Adelstitel für den unehelich geborenen Sohn eines Hochadeligen verwendet worden ist. Eine ausgeprägte Loyalität zu den (väterlichen) Agnaten habe man dem Bastard im höfischen Diskurs nachgesagt; ferner habe sowohl den Söhnen (wegen ihrer Ritterlichkeit) als auch den Vätern (wegen ihrer Potenz) der Nimbus der Hypermaskulinität angehaftet. Weibliche Bastarde wie Mätressen bleiben in den Quellen indes weitgehend unsichtbar. Die Koexistenz jüdischer und bürgerlicher Rechtsnormen eröffnete schließlich den Männern, deren Testamente **Kristiane Gerhardt** (Leipzig) auf der Tagung vorstellte, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Spielräume für familiäre Erbfolgeregelungen, die von der patrilinearen der jüdischen Halacha abwichen. Dass dort Ehefrauen und Töchter bedacht werden konnten, interpretierte Gerhardt als frühen Beleg für ein Gleichheitsverständnis der Testatoren, die sich als autonome Verwalter des Familienvermögens sahen. Im Anschluss an Gerhardts Vortrag wurde im Plenum erörtert, ob ihr Quellenkorpus erweitert und Testamente seriell als Beziehungsdokumente erschlossen werden könnten.

Männern in Paarbeziehungen gewidmet war die dritte Tagungssektion „Paarungen“. Was Männer meinen können, wenn sie „wir“ sagen, erläuterte **Cornelia Helfferich** (Freiburg i. Breisgau) auf Basis von 102 teil-narrativen Interviews. Die Männer wurden nach den für sie „fremden Territorien“ Kinderwunsch/Verhütung und sexuelle Initiation befragt. Die Herstellung von Gemeinsamkeit durch das Wir-Sagen deutete die Soziologin als männliche Strategie, um die faktische, aber beschämende Abhängigkeit von einer Frau rhetorisch abzuwenden. Ein methodisches Grundproblem qualitativer Geschlechterforschung, auf das Helfferich selbst hingewiesen hatte, kam in der Diskussion nochmals zur Sprache: Welche Vorannahmen können oder müssen getroffen werden, um männliche bzw. weibliche „Territorien“ im Forschungsprozess a priori zu identifizieren. Zu *offenen* Konfrontationen dürfte es jedenfalls in den Paarbeziehungen gekommen sein, die der Historiker **Andreas Schneider** (Berlin) vorstellte. Mit männlichem Chauvinismus reagierten nämlich Teile der linksalternativen Männer in der Bundesrepublik Deutschland auf die feministische Herausforderung in den 1970er Jahren, was Schneider anhand derber antifeministischer und sexistischer Zitate aus der zeitgenössischen Presse illustrierte. Den Beitrag der theologischen Männerforschung zur Überwindung überkommener asymmetrischer Geschlechterbeziehungen legte zum Abschluss dieser Sektion **Martin Fischer** (Wien) dar. Mehr Geschlechtergerechtigkeit wäre ihm zufolge durch eine zeitgemäße Exegese des ersten und zweiten Schöpfungsberichts zu erreichen. Männliche Viktimisierung könnte somit sichtbar gemacht werden, was bis dato der weiblichen vorbehalten geblieben sei.

In der vierten Sektion „Homophobie-Management“ rückten nun Beziehungen unter Männern in den Vordergrund. Die These, dass die in Gegenwartsgesellschaften – trotz Legalisierung – fortbestehende Homophobie ein Erbe der Spätantike sein könnte, trug **Michael Groneberg** (Fribourg) aus Sicht des Philosophen vor. Groneberg argumentierte mit Michel Foucault, dass die antike Geistkonzeption die Unterdrückung des sinnlich-homoerotischen Begehrens durch die Gleichsetzung von Männlichkeit mit Ratio und Selbstkontrolle nachhaltig befördert habe. Die praktische Vernunft benannte er als Alternative. Vom homosexuellen Staatsfeind zum homosexuellen Staatsmann – unter diesem Motto stellte daraufhin **Andreas Heilmann** (Berlin) sein soziologisches Dissertationsprojekt zur gegenwärtigen Normalisierung homosexueller Männlichkeit im medialen Diskurs vor. Die „Outing-

Kaskade“ homosexueller Spitzenpolitiker seit den 1990er Jahren wertete Heilmann als Ausdruck veränderter Machtbeziehungen zwischen homo- und heterosexuellen Männern. Das Normalismuskonzept in einer wissenssoziologischen Perspektive und in Anlehnung an Michel Foucault und Jürgen Link schlug er als theoretischen Rahmen vor, um die aktuelle Geschlechterdynamik zu analysieren.

Mit dem Motto, dass die Axt im Hause die Ehescheidung erspare, leitete **Jürgen Reulecke** (Gießen) frei nach Lorient die sechste Tagungssektion über „Paare vor Gericht“ in der Weimarer Republik ein. Die Historiker **Martin Lücke** (Berlin) und **Stefan Wunsch** (Berlin) hatten dafür einen gemeinsamen, auf Gerichtsakten basierenden Beitrag erarbeitet. Zuerst beschrieb Lücke, wie ein Schöffengericht in den Jahren 1926/27 im Strafprozess gegen den Erpresser Alois Dämon ein heteronormatives Männlichkeits- und Ehe-Ideal im Fall des klagenden Ehepaars Zöhn konstruierte. Dieses Paar hätten die Richter mit der devianten Person Dämons kontrastiert – dem Homosexuellen, Prostituierten, Jugendlichen, Arbeits- und Obdachlosen. Danach zeigte Wunsch, wie Abweichungen von der heterosexuellen Norm seinerzeit vor Gericht dennoch sanktioniert werden konnten. In dem 1931 wegen Zuhälterei angestregten Verfahren gegen Anton Sander wertete man zwar dessen Zeugungsfähigkeit *in* der Ehe als eindeutigen Beweis für seine Männlichkeit – allerdings nur, um seine Homosexualität *außerhalb* der Ehe sowie seine prostitutive Tätigkeit tolerieren bzw. übergehen zu können. Der sozialdisziplinierende Charakter beider Gerichtsurteile wurde in der nachfolgenden Diskussion betont.

Um „Heilungen“ im 19. und 20. Jahrhundert ging es in der siebten und letzten Sektion der Tagung. Auf der Basis populärer Autobiographien verglich **Susanne Hoffmann** (Stuttgart) die Beziehungsmuster männlicher und weiblicher Krankenhauspatienten im 20. Jahrhundert. Im Verhältnis zur Außenwelt, zur Mitpatienten- und Ärzteschaft zeigten sich mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede zwischen den Geschlechtergruppen. Die Sexualisierung des weiblichen Pflegepersonals trat hingegen geschlechtsexklusiv in Männerautobiographien auf, vor allem unter ehemaligen Soldaten, was Hoffmann als Kompensationsstrategie für den erlebten Autonomieverlust interpretierte. Im Anschluss daran präsentierte **Nicole Schweig** (Stuttgart) das gesundheitspezifische Wissen und Handlungspraktiken von Männern im 19. Jahrhundert in Korrespondenzen. Sie arbeitete den Einfluss der sozialen Schicht, des Lebensalters und vor allem des Familienstandes in verschiedenen gesundheitsrelevanten Lebensbereichen – insbesondere bei der Ernährung, Kleidung und im Genussmittelkonsum – heraus. Dass die Bedeutung der Familie als Ressource mit dem Lebensalter gewachsen sei, konnte Schweig verdeutlichen.

An Stelle einer Abschlussdiskussion stand am Ende dieser für alle Beteiligten insgesamt wohl sehr ertragreichen Tagung ein Podiumsdiskussion über die Tätigkeit des Arbeitskreises: „AIM Gender 1999-2007 – Bilanz und Perspektiven“. Auf dem Podium saßen **Martin Dinges** (Stuttgart), **Bea Lundt** (Flensburg/Berlin), **Michael Meuser** (Dortmund), **Barbara Stambolis** (Münster) und **Toni Tholen** (Hildesheim), deren Redebeiträge hier im Ergebnis zusammengefasst werden sollen. Der wissenschaftlichen Männerforschung ein Forum zu geben, nannte Dinges als ursprüngliches Ziel des Arbeitskreises. Die Diskutanten bestätigten, dass dieses Anliegen in den Disziplinen unterschiedlich weit fortgeschritten sei: In der Deutschen Gesellschaft für Soziologie sei das Thema Männlichkeiten jetzt innerhalb der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung fest institutionalisiert, was aber u. U. zu sehr an einzelnen Personen hängen möge, meinte Meuser. Lundt und Tholen konstatierten dagegen für die Geschichts- und Literaturwissenschaft größere Defizite, trotz einschlägiger Habilitationen

und Professuren. AIM Gender müsse deshalb auch in Zukunft eine wichtige Plattform bleiben, um die Präsenz der Männlichkeitenforschung im Wissenschaftsbetrieb langfristig abzusichern. Stambolis hielt dies gerade im Sinne einer gezielten Nachwuchsförderung für erstrebenswert. Die Homepage des Arbeitskreises (<http://www.ruendal.de/aim/gender.html>) könne darüber hinaus die Popularisierung einschlägiger Forschungsergebnisse fördern, was zahlreiche Interview- und Kooperationsanfragen von Medien- und Ausstellungsmachern belegten. Diese Außenkommunikation mit der Öffentlichkeit dürfte von professionspolitischem Nutzen für die Geschlechterforschung sein.

Als zweites Ziel von AIM Gender führte Dinges den fächerübergreifenden wissenschaftlichen Austausch an. Die Interdisziplinarität des Arbeitskreises wurde auf dem Podium wie im Plenum einstimmig positiv bewertet – obwohl die Grenzen der interdisziplinären Zusammenarbeit gerade auf der diesjährigen Tagung m. E. in mehreren Situationen offenkundig geworden sind, und zwar als über Forschungsergebnisse nur noch am Rande, hingegen über das methodische Selbstverständnis der Disziplinen in der Hauptsache geredet wurde. Der Wunsch, vor allem Psychologen, Erziehungs- und Literaturwissenschaftler in Zukunft gezielt und stärker als bisher in den Arbeitskreis mit einzubeziehen, stieß trotzdem auf breite Resonanz. Ferner wurden Kooperationen mit thematisch verwandten Forschern und Forschergruppen angeregt; Stambolis verwies zum Beispiel auf die Studiengruppe „Kinder des Zweiten Weltkriegs“ und den Schwerter Arbeitskreis „Katholizismusforschung“. Schließlich gingen noch zahlreiche Vorschläge für organisatorische Modifikationen ein, um AIM Gender auch in Zukunft als attraktives Forum für die Männer- und Geschlechterforschung zu erhalten: Nachwuchspräsentationen und kleinere Workshops zu einzelnen Themen auf den regulären Tagungen von AIM Gender und separate Spezialtagungen in Zusammenarbeit mit dritten Institutionen.